

Die Gnade Gottes unseres Vaters und die Liebe Jesu Christi und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen. Amen.

Wenn einer für alle gestorben ist, so sind sie alle gestorben. Und er ist darum für alle gestorben, damit, die da leben, hinfort nicht sich selbst leben, sondern dem, der für sie gestorben und auferstanden ist.

Darum: Ist jemand in Christus, so ist er eine neue Kreatur; das Alte ist vergangen, siehe, Neues ist geworden. Aber das alles von Gott, der uns mit sich selber versöhnt hat durch Christus und uns das Amt gegeben, das die Versöhnung predigt.

Denn Gott war in Christus und versöhnte die Welt mit sich selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu und hat unter uns aufgerichtet das Wort von der Versöhnung.

So sind wir nun Botschafter an Christi statt, denn Gott ermahnt durch uns; so bitten wir nun an Christi statt: Lasst euch versöhnen mit Gott! Denn er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht, damit wir in ihm die Gerechtigkeit würden, die vor Gott gilt

Liebe Gemeinde,

dass Jesus am Kreuz gestorben ist, das zu bedenken, ist der Grund, warum wir heute hier sind. Wie sich das zugetragen hat, das berichten die Evangelisten, in leicht unterschiedlichen Varianten. Wir haben vorhin gehört, wie Johannes Kreuzigung und Tod Jesu überliefert.

Was das zu bedeuten hat – mit der Frage ringen seit jenem Tag die, die bei Jesus waren, und in ihrem Gefolge in ununterbrochenem Fragen und Suchen die Christen und Christinnen der ersten Gemeinden, Theologen der Antike, des Mittelalters, und Theologen und Theologinnen der Neuzeit bis zum heutigen Tag. Wir sind, wenigstens was die Lehre angeht, mit der Frage in der Mitte unseres Glaubens – und zugleich bei einem Geheimnis, das sich unserem Verstehen im Letzten doch wieder und wieder entzieht. Warum musste geschehen, was damals geschehen ist?

In den Zeilen des Paulus an die Gemeinde in Korinth begegnet uns einer der wichtigsten Antwortversuche aus dem Neuen Testament. Es ist, Sie haben es gemerkt, keine leichte Kost.

Meinen Einstieg in diesen Text finde ich ganz am Ende: „Er hat den, der von keiner Sünde wusste, für uns zur Sünde gemacht.“ Da ist von Gott die Rede, und zwar gleich zweimal. Gott der Vater, der handelt, und Gott, der Sohn, der das geschehen lässt. Ich erinnere mich an das Gebet Jesu vor seiner Verhaftung: „Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.“ Vielleicht stehen bei Ihnen zuhause in zwei Tagen Osterlamm auf dem Frühstückstisch. Ich weiß nicht, ob dieses Symbol wirklich trifft, denn so ein Lamm hat ja wenig Handlungsoptionen, wenn es zur Schlachtbank geführt wird. Das willigt ja nicht bewusst in sein Schicksal ein, wie es die Evangelisten von Jesus berichten. Aber in einem trifft das Bild gut: dem Tod geht kein Kampf, kein Sich-Wehren-Voraus. In bedingungslosem Vertrauen auf den Vater kämpft der

Sohn nicht darum, sich selbst zu behaupten. Er gibt sich ganz dem Vater hin – und das befähigt ihn zu grenzenloser Liebe, zu grenzenloser Solidarität mit den sich selbst behauptenden Wesen, die man Menschen nennt.

Der Theologe Karl Barth hat darauf hingewiesen, dass es darum im Letzten gehe, wenn von Sünde die Rede ist: nicht um die falsche Tat, nicht darum, dass der Mensch, dass Adam und Eva sich von Gott abgewandt haben, nein, dass die beiden zuvor schon sich von Gott nicht gütig behandeln lassen, dass sie nicht wertschätzen können, was er ihnen schenkt. Die Früchte fast aller Bäume des Gartens waren ja für sie bestimmt – aber bald nagte der Zweifel: könnte es nicht sein, dass gerade die die Frucht des einen verbotenen Baumes die beste, die wichtigste war? Die, die sie unbedingt haben mussten?

So nimmt die Geschichte des Menschens als Wesens, das sich selbst behaupten will, weil es glaubt, sich selbst behaupten zu müssen, seinen Lauf. Und es steckt schon fast im Wort mit drin: wer sich selbst behauptet, der tut das gegen andere, gegen jeden, der ihm streitig machen könnte, was doch das Seine ist. Und bleiben soll. Oder werden.

Und so behaupten sich die Menschen seit jenem Tag. Kain gegen Abel, Menschen gegen die Natur, Völker gegeneinander. Misstrauen und Feindschaft gegenüber Gott gebären ohne Unterlass Misstrauen und Feindschaft in anderen Beziehungen. Die Sorge, zu kurz zu kommen, übervorteilt zu werden, um vermeintlich gerechtfertigte Ansprüche gebracht zu werden, die Sorge, dass auch unter Menschen gilt, was Charles Darwin als fundamentale Regel in der Natur formuliert hat – dass nur der Fitteste überlebt – war und ist Nährboden für ungezählte Kriege und Bürgerkriege, für Spannungen in Gesellschaften und alltägliche Reibereien im eigenen Umfeld.

Ich will nicht glauben, dass der Mensch von Grund auf böse sei. Jedenfalls nicht, wenn dabei „böse“ dabei moralisch verstanden wird. Aber dass Menschen verstrickt sind in Strukturen, in denen die Angst um Morgen und Übermorgen, die Angst um's Fortkommen, sei es das eigene, sei es das eines Volkes oder einer bestimmten gesellschaftlichen Gruppe Unrecht produziert, dass sie durch ihr Tun immer wieder selbst Unrecht bewirken und böse Strukturen am Leben erhalten, das glaube ich schon. Und dabei blicke ich nicht in die deutsche Vergangenheit. Ich habe nicht in erster Linie die Kämpfe in der Ostukraine vor Augen, und ich will mich auch nicht zur Gewerkschaft der Piloten äußern.

Mich beschäftigen dazu in diesen Tagen zwei andere Dinge. Eines aus der Zeitung. Ein Zeitdosier, einige Wochen alt. Der Titel lautet „die Mittelschichtslüge“, die zentrale These, das aufstrebende Bürgertum habe sich vom Staat entsolidarisiert. Zu lesen, wie gerade die, die nicht arm sind, gerne und selbstverständlich nehmen, was ihnen doch zusteht: das Elterngeld, das Kindergeld, die Subventionierung der „guten“, privaten Schulen, die Förderung der Solaranlage auf dem Dach, die steuerliche Absetzbarkeit der Putzfrau, des Handwerkers und des Arbeitszimmers, die Befreiung von der Erbschaftssteuer - und wie gleichzeitig Steuerfahnder auf Schweizer

Konten viel häufiger 20.000 oder 50.000 Euro finden als die Millionen der Fälle, die dann in den Schlagzeilen landen, das hat mich betroffen gemacht. Nicht bei den Konten, aber bei manch anderem Punkt habe ich den Kopf eingezogen. Der wird doch nicht mich meinen? Oder Sie? Was beschrieben wird, ist eine häufig legale, manchmal auch illegale, aber immer eigentlich unnötige Besitzstandswahrung auf Kosten derer, die sich keine Putzfrau und keinen Steuerberater leisten und ihren Kindern keine privaten Schulen finanzieren können. An uns, an unserer Angst, zu kurz zu kommen, krankt unsere Gesellschaft. An unserer Sünde.

Und wir werden selber krank davon. Ich merke es an mir selbst, und ich nehme es erschreckend oft in meinem Umfeld wahr: Wie Menschen, häufig sind es Frauen, leiden, sich überfordern und sich überfordern lassen durch den Spagat zwischen beruflichen und privaten Aufgaben. Als ich Kind war, da bin ich mit dem Fahrrad durchs Dorf gefahren, und manchmal habe ich Indianer gespielt und manchmal Fußball. Und manchmal war's auch einfach langweilig. Und meine Mutter hat sich um's Haus gekümmert und um den Garten, und manchmal hat sie mit mir und meiner Schwester was gespielt. Wer das heute so handhaben will, braucht ein breites Rückrat. Und es sind nicht nur äußere Stimmen – wir haben das verinnerlicht: „Kümmere dich! Kümmere dich um deinen Beruf, damit du Erfüllung darin findest. Und vor allem: kümmere dich um deine Kinder. Fördere sie, im Ballett, im Klavier, im Wasweiß-ich-Unterricht. Nicht, dass du ihnen Chancen verbaust.“

Wir werden krank von diesen Stimmen, und bringen sie doch nicht zum Schweigen. So sind wir Gefangene lebensfeindlicher Strukturen, an denen wir selbst mitgebaut haben.

All das trägt Christus ans Kreuz. Warum dieser Gang nötig war? Das bleibt Geheimnis, auch nach der Antwort des Anselm von Canterbury: „Du hast noch nicht bedacht, wie schwer die Sünde wiegt.“ Aber er tut es. Es ist unsere Sünde, unsere Überzeugung, uns selbst behaupten zu müssen, zu wollen und zu können, der ihn, der als Mensch auf jede Selbstbehauptung verzichtete, ans Kreuz nagelt. Unseren Stolz und unseren Unglauben lädt er sich auf und nimmt sie mit ans Kreuz.

Und stirbt einen qualvollen, verzweifelten Tod, einen Tod, der aller Hoffnung Ende scheint und die seinen in eine entsetzte Flucht treibt. Könnte es ein schlimmeres Sinnbild des Scheiterns geben als den Menschen, der gottverlassen am Kreuz stirbt, obwohl er doch nichts kannte – und nichts predigte – als bedingungsloses Vertrauen in Gott, den Abba, den „lieben Vater“?

Doch säßen wir heute nicht hier, wüssten wir nicht um den Ostermorgen. Mag auch die Sünde schwer wiegen, mag auch die Welt in sündigen, todbringenden Strukturen gefangen sein – die Liebe des liebenden Vaters ist mächtiger. Sie überwindet die Dunkelheit des Karfreitags und setzt das scheinbar gescheiterte, naive Vertrauen des Sohnes in ein neues, österliches Licht.

Seitdem ist die Welt eine andere. Sie ist versöhnt mit Gott. Da gilt es, genau hinzuhören. Nach Paulus musste nicht Gott mit der Welt versöhnt werden. Der Apostel

kennt keinen zürnenden Gott, der durch ein blutiges Opfer hätte besänftigt werden müssen. Nein, die Welt wurde versöhnt mit Gott, all die unglücklichen, stolzen Seelen, die sich mühen und rackern – und begonnen haben, Gott zu hassen, weil alles Plagen doch nicht genügt.

Der Sohn hat das Kreuz überwunden. Gestorben ist der ängstliche, stolze Glaube, der Mensch müsse und könne sein eigener Erlöser sein, sein eigener Gott.

In diesem befreiten Glauben können wir leben als neue Menschen. Unsere Angst und unseren Stolz müssen nicht länger Macht über uns haben. Wir dürfen leben als Versöhnte, es darf Friede sein. Der Friede eines jeden mit sich selbst, wenn er, wenn sie sich erlaubt, die Kette des Müssens und Sollens zu unterbrechen und zwischen- drin auch einfach nur zu sein. Friede mit anderen, der dort wachsen kann, wo Vertrauen Verzicht ermöglicht. Friede zwischen Völkern und Nationen.

So sind wir denn eingeladen zur Versöhnung. Im geschehen von Kreuz und Aufer- stehung streckt Gott uns die Hand entgegen. Und wir sind eingeladen, sie zu ergrei- fen. Eingeladen! Von Paulus „an Christi statt“ gebeten. Oft haben wir sie schon aus- geschlagen, diese Hand, und wir werden sie wieder ausschlagen, doch der Geist Gottes ermutige uns, sie heute und morgen und übermorgen auch in solchen Mo- menten zu ergreifen, in denen wir das gestern noch nicht getan haben. Amen